

Wolfgang Huber

Welche Werte braucht unsere Gesellschaft?

Rede zum Tag der Deutschen Einheit

in Rastatt am 03. Oktober 2017

I.

Wenn man am Tag der deutschen Einheit danach fragt, welche Werte unsere Gesellschaft braucht, liegt die Antwort auf der Hand. Der erste Wert, den wir heute zu bedenken haben, ist die Dankbarkeit. Dieser Tag ist Anlass zur Dankbarkeit; und an ihr fehlt es in unserer Gesellschaft an vielen Ecken. Ich bin alt genug, um mich daran zu erinnern, wie wenige vor 1989 daran geglaubt haben, dass es je wieder zur deutschen Einheit käme. Die Kühnsten sagten, sie würden vielleicht im Ruhestand noch mit einer solchen politischen Veränderung zu tun bekommen, vorher aber nicht. Und es kam eher vor, dass Menschen im Osten Deutschlands so kühn waren als im Westen. Denn sie hatten eine klarere Vorstellung von dem, was ihnen fehlte, als die im Westen.

Zu der Vergangenheit, aus der wir kamen, gehören das Naziregime und der Zweite Weltkrieg. Zu ihr gehört der Neubeginn nach dem Krieg, so unterschiedlich er zwischen Ost und West war. Zu ihr gehören die Lebensschicksale im geteilten Deutschland, in der DDR und der alten Bundesrepublik. Zu ihr gehört die Bürgerrechtsbewegung und die friedliche Revolution und dann die für manche überraschend schnell vollzogene deutsche Einigung. Auch wenn sich in der Bundestagswahl vor einer Woche gerade im Osten Deutschlands viel aufgestaute Unzufriedenheit und Enttäuschung Luft verschafft, mehr noch als im Westen, sage ich aus persönlicher Erfahrung seit dem Jahr 1994: Viele Menschen im Osten Deutschlands sind dankbar für das Ende der DDR und das Leben im gemeinsamen Deutschland. Am Tag der Deutschen Einheit 2017 lohnt es

sich festzustellen: 28 Jahre, von 1961 bis 1989, stand die Mauer in Berlin. Demnächst leben wir in Deutschland 28 Jahre ohne Mauer und Stacheldraht. Trotz aller politischen Unruhen und Ungewissheiten um uns her haben wir Grund, dass die Zeit so lange hinter uns liegt, in der die Mauer Berlin teilte und der Eiserne Vorhang nicht nur unser Land, sondern auch Europa, ja die Welt spaltete.

Man darf nicht vergessen: Die Bürgerinnen und Bürger der DDR waren nicht nur Nutznießer der deutschen Einheit, viele von ihnen haben auch maßgeblich dazu beigetragen. Die friedliche Revolution verdankt Entscheidendes den Bürgerinnen und Bürgern, die ihrem Veränderungswillen klaren Ausdruck gaben. Oft ging diese Bewegung von den Kirchen aus. Gerade die evangelische Kirche, so hat der katholische Fernsehjournalist Joachim Jauer das beschrieben, öffnete sich damals „der Gesellschaft ... und bot Protestanten und Protestierern unter ihrem Dach Schutz. Weil nicht nur Christen den Raum der Kirche suchten, wurden die Gotteshäuser zum Ende der DDR so voll wie nie. Die Kirche hat den lange Zeit leisen Protest der Menschen verstärkt und sich vor die Bedrängten gestellt.“ Damals haben vor allem junge Leute viel riskiert. Von ihnen ging ein Geist gewaltloser Entschlossenheit aus; zum Erfolg der friedlichen Revolution trugen sie Entscheidendes bei.

Runde Tische bereiteten den Übergang zur Demokratie vor. Die ersten Parlamente in Städten und Gemeinden wurden oft von Pfarrern oder Pfarrerinnen geleitet, weil sie demokratische Erfahrung mit persönlicher Glaubwürdigkeit verbanden. Doch die angespannte Begeisterung der ersten Monate wich Schritt für Schritt den Anforderungen des Alltags. Dabei schlichen sich auch Enttäuschungen und Missverständnisse ein. Immer wieder haben „gelernte DDR-Bürger“ den Eindruck, dass „Westdeutsche“ ihr Lebensgefühl nicht nachvollziehen können. Denn im Blick auf das Leben in der DDR ist nicht nur die politische Verweigerung der Freiheit beim Namen zu nennen, sondern ebenso die Beharrlichkeit, mit der Menschen unter den

Bedingungen einer verfehlten politischen wie wirtschaftlichen Ordnung auf der Suche nach einem glücklichen und erfüllten Leben waren. Um es mit Worten von Marianne Birthler zu sagen: „Ich habe in einer Diktatur gelebt, aber auch ein befriedigendes und gutes Leben geführt. ... Aber ich habe nicht in Freiheit gelebt und darunter gelitten.“

Nicht alle haben in gleicher Weise gelitten. Viele haben sich eher angepasst. Durch die immer wieder aufflammende Debatte über den „Unrechtsstaat DDR“ sehen sich manche in ihrer eigenen Lebensgeschichte in Frage gestellt. Sie denken, nun würden sie erneut ihrer Biographie beraubt – wie vor 25 Jahren beim Verlust des Arbeitsplatzes oder der Entwertung ihrer zu DDR-Zeiten erworbenen Ausbildung.

Nicht nur die Mauer in Berlin, sondern Stacheldraht und Todesstreifen durchschnitten das Land auf eine Länge von 1378 Kilometern. Trotzdem gab es auf beiden Seiten Menschen, die am Zusammenhalt der Deutschen in Ost und West festhielten. Die Familien sind dabei zu nennen, die auch in der Zeit der Teilung zusammenhielten. An die Kirchengemeinden ist zu erinnern, die Partnerschaften über die Grenze hinweg entwickelten. Zu den merkwürdigen Erfahrungen nach 1990 gehörte auch, dass manche Partnerschaften, die vorher intensiv gepflegt wurden, nicht mehr richtig weitergingen; denn nun war es nicht mehr schwer, zusammenzukommen. Genau deshalb unterblieb es.

Nun ist eine Stimmung eingeleitet, in der viele im Osten der Republik misstrauisch sind; manche von ihnen geben ihrem Protest lautstark und eher inhaltsarm Ausdruck. Sie wissen eher, wogegen sie sind, als wohin der Weg gehen soll. Dankbarkeit sieht anders aus. An ihr fehlt es aber vielleicht auch im Westen. Man fragt sich, was man denn davon haben will, die wirtschaftlichen Rückstände im Osten finanziell ausgleichen zu müssen. Man vergisst darüber, dass die Jahre 1989/90 uns allen in Deutschland die größte historische Wende seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs gebracht haben: mit einer Chance, ein friedliches Zusammenleben in Europa zu gestalten wie

niemals zuvor. Man vergisst auch, dass wir uns in den Jahrzehnten in Deutschland als Schicksalsgemeinschaft verstanden haben, der Teilung zum Trotz. Deshalb gehört Deutschland zusammen, auch heute. Die westdeutsche Variante der Undankbarkeit, in der die Jahre vor 1989 als goldenes Zeitalter gepriesen und den Mühen unserer Gegenwart gegenübergestellt werden, verdient auch nicht das letzte Wort.

Die letzten Wochen haben viele Beispiele dafür geboten, wie der Geist undankbarer Miesepetrigkeit in niederträchtigen Hass umschlagen kann. Deshalb hat jede und jeder von uns dazu beizutragen, dass die Proportionen wieder zurechtrücken und die Dankbarkeit für das Geschenk der Einheit in Freiheit wieder mehr Raum und mehr Gehör in unserer Gesellschaft findet.

II.

Freiheit ist deshalb der zweite Wert, von dem am heutigen Tag die Rede sein soll. Über Freiheit zu sprechen, drängt sich gerade in Rastatt besonders auf. Denn Ihre Stadt spielt in der Freiheitsgeschichte Deutschlands eine besondere Rolle und fühlt sich den deutschen Freiheitsbewegungen besonders verbunden. Insbesondere während der Badischen Revolution 1848/49 spielte sie eine bedeutende Rolle. Meinungs- und Pressefreiheit, soziale Sicherheit, unabhängige Gerichte und demokratische Selbstbestimmung gehörten zu den politischen Forderungen der Aufständischen in Baden. Die Dramatik der Auseinandersetzung kann man in bedrückender Weise daran sehen, dass es im Lauf der Auseinandersetzungen zu standrechtlichen Erschießungen kam. Dass die Revolution in Rastatt ein Zentrum hatte, zeigt sich am allerdeutlichsten daran, dass von den 27 Opfern dieser Art politischer Justiz neunzehn in Rastatt ihr Leben verloren. Auch das Ende der badischen Revolution wurde in Rastatt besiegelt, als preußische Truppen am 23. Juli 1849 das Rastatter Schloss einnahmen. Die vom damaligen Bundespräsidenten Gustav Heinemann 1974 initiierte „Erinnerungsstätte für die Freiheitsbewegungen in der deutschen

Geschichte“ schließt die Freiheitsbewegung ein, die in die friedliche Revolution des Jahres 1989 mündete. Von dieser Revolution muss man mit dankbarem Erstaunen feststellen, dass sie ohne Blutvergießen verlief und dass sie erfolgreich war.

So kam es zum Geschenk der Freiheit für ganz Deutschland. Doch aus diesem Geschenk folgt eine Aufgabe. Sie besteht darin, die geschenkte Freiheit zu bewahren und zu gestalten – in einem Wort gesagt: in ihr zu bestehen. Der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker sagte in seiner historischen Rede zum 3. Oktober 1990: "Jetzt ist die Mauer weg, und das ist das Entscheidende. Doch nun, da wir die Freiheit haben, gilt es, in ihr zu bestehen.“ „In der Freiheit bestehen“ - das ist ein Grundmotiv des christlichen Glaubens, vom Apostel Paulus zum ersten Mal formuliert. Aber es kann jedem einleuchten. Wer die Freiheit als selbstverständlich gegeben ansieht, droht sie zu verspielen. Man muss sich für sie einsetzen, damit sie unser Leben auf Dauer bestimmen kann. Die Freiheit muss nicht nur in Anspruch genommen, sondern auch verantwortet werden.

Wenn es nicht geschieht, drohen Vorgänge, wie sie uns gegenwärtig in vielen Lebensbereichen erschüttern. Einer der wichtigsten Wirtschaftszweige Deutschlands, in besonderer Weise auch Baden-Württembergs, nämlich die Autoindustrie, wird durch eine Vertrauenskrise erschüttert, die im Missbrauch von Freiheit eine entscheidende Ursache hat. Eines der wichtigsten Hobbys vieler Menschen in unserem Land, nämlich der Sport, gerät dadurch in Misskredit, dass internationale Sportverbände durch Eigensucht und leider auch durch Korruption an Glaubwürdigkeit verlieren. Purer Egoismus führt zu Lug und Trug. Zur Verteidigung der Freiheit gehört, dass ihr Missbrauch aufgedeckt und geahndet wird. Es reicht nicht, die Freiheit nur für sich selbst zu nutzen; man muss auch bereit sein, sie in den Dienst des Gemeinwohls zu stellen. Man muss anderen die gleiche Freiheit einräumen, die man selbst in Anspruch nimmt. Deshalb kann uns das Schicksal von Menschen nicht gleichgültig lassen, die in anderen Ländern der Unfreiheit zu entkommen

versuchen. Darum geht es in der gemeinsamen Verantwortung, die wir im vereinten Europa für Frieden und Menschenrechte tragen. Die Flüchtlingswelle unserer Zeit ist ein Beispiel dafür.

Heute beschäftigt uns der beispiellose Zuzug von Flüchtlingen, insbesondere aus dem Nahen Osten und aus Afrika. Diese Herausforderung tritt neben das große Thema der deutschen Einheit; die Völkerwanderung, die wir erleben, erinnert an die Ströme von Heimatvertriebenen und Flüchtlingen nach dem Zweiten Weltkrieg. Ich war von Anfang an davon überzeugt, dass wir aus solchen Erfahrungen die Zuversicht ableiten können, dass wir auch neuen Herausforderungen gewachsen sind. Allerdings brauchen wir dabei Fairness in der Verteilung der Flüchtlinge in Deutschland und in Europa. Auf Dauer werden wir der Herausforderung nur gewachsen sein, wenn die Lebensmöglichkeiten in den Herkunftsregionen der Flüchtlinge verbessert werden. Und wir brauchen ein Konzept, das politisches Asyl und geplante Zuwanderung klar voneinander unterscheidet. Mindestens so wichtig wie die Unterbringung von Flüchtlingen und die Beschleunigung von Asylverfahren ist es, die Integration auf Zeit wie auf Dauer zu fördern: durch Sprachunterricht und angemessene Bildungsangebote, durch Arbeitsmöglichkeiten und durch die Förderung religiöser Toleranz. Gelingen kann das nur auf der Basis einer gemeinsamen politischen Kultur, für die unser Grundgesetz mit seinem Bekenntnis zu Menschenwürde und Menschenrechten die Basis bildet. Was wir vor mehr als 25 Jahren als die gemeinsame Grundlage unseres Gemeinwesens errungen und anerkannt haben, steht damit heute vor einer wichtigen Bewährungsprobe. Das Ziel lässt sich mit der Kinderhymne von Bertolt Brecht beschreiben, ohne falschen Hochmut, aber doch mit Zuversicht: „dass ein gutes Deutschland blühe wie ein andres gutes Land. ... Und das liebste mag's uns scheinen so wie andern Völkern ihr.“

III.

Von einem dritten Wert will ich noch sprechen, der mir Tag für Tag wichtiger wird. Ich meine den Wert des Respekts. Als Alexander Gauland vor einiger Zeit über Jérôme Boateng sagte, die Menschen schätzten ihn als Fußballer, wollten einen wie ihn aber nicht als Nachbarn haben, entfuhr mir der Ausruf: „Respekt, bitte!“ Und ich war froh, dass kurz darauf in Fußballstadion Transparente zu sehen waren, die den Nationalspieler dazu einluden, in ihre Nachbarschaft zu ziehen. Doch Fußballfans sind keine Heiligen. Lukas Podolski wurde als Maskottchen der Nationalmannschaft lächerlich gemacht und wusste sich selbst keinen anderen Rat, als „Respekt“ zu fordern. Manche Fußballer werden mit Schmähungen durch die Stadien der Republik verfolgt, weil sie sich einmal eine Schwalbe geleistet haben. Schmähungen bleiben nicht auf Fußballstadien beschränkt.

An diesem 3. Oktober komme ich nicht umhin, an den Tag der Deutschen Einheit vor einem Jahr in Dresden zu denken. Wo blieb der Respekt, als einige Hunderte die angereisten Repräsentanten unseres demokratischen Gemeinwesens mit den Rufen „Haut ab“ und „Volksverräter“ aus der sächsischen Hauptstadt vertreiben wollten, und einen Afrikaner, der auf dem Weg zum Gottesdienst in die Frauenkirche war, mit „Affenlauten“ und der Aufforderung „Abschieben“ diskriminierten? Inzwischen haben wir erlebt, welche Fortsetzung diese Art des Redens auf den Marktplätzen deutscher Städte in den Wochen des zurückliegenden Wahlkampfs gefunden hat. Und sie kann leicht auch die Atmosphäre im höchsten deutschen Parlament beeinflussen, wenn ein Politiker der AfD unmittelbar nach der Bundestagswahl ankündigt: „Wir werden sie jagen“ und eine Politikerin der SPD in der plötzlichen Umstellung von der Regierung auf die Opposition meint, der neuen Regierung verheißen zu müssen, dass sie „ab morgen in die Fresse bekommt“. Die nachträgliche Erklärung, das sei lustig gemeint gewesen, hilft wenig, im Gegenteil. Es führt in die Irre, wenn man meint, Respektlosigkeit sei nötig, um lustig sein zu können. Wer sich für die Entwicklung unserer Demokratie verantwortlich weiß, muss sich daran

erinnern, dass sie auf dem Respekt für die gleichen Rechte aller Bürgerinnen und Bürger beruht und sich deshalb auch im Respekt zwischen politischen Kontrahenten Ausdruck verschafft – oder sie wird geschwächt.

Die Geschwindigkeit, mit der die Verächtlichmachung anderer Menschen schlimmen Formen des Rassismus Tor und Tür öffnet, sei an Alexander Gaulands Entgleisung gegenüber Jérôme Boateng verdeutlicht. Denn sie war keineswegs zweideutig, sondern vollkommen eindeutig. Als Ausdruck von Fremdenfeindlichkeit lief sie ins Leere; denn Boateng ist Deutscher. Als Ablehnung des Islam konnte sie nicht durchgehen; denn Boateng ist Christ. Kulturelle Fremdheit kann man ihm auch nicht vorhalten; vielmehr wäre es toll, wenn jeder so gut Deutsch spräche wie Jerome Boateng. Es war vielmehr plumper, unfassbarer Rassismus, nichts anderes. Um die Hautfarbe ging es, um sonst nichts. Der so sprach, hat nicht nur seinen eigenen Rassismus offenbart; er hat ihn zugleich den „Leuten“ unterstellt. Respektlos war das gegenüber Jerome Boateng, aber zugleich auch gegenüber uns allen. „Respekt, bitte“, möchte man rufen.

Die Anlässe, bei denen es daran fehlt, sind nicht immer so unfassbar menschenverachtend wie in diesem Fall. Aber auch ein derart krasser Vorgang zeigt, dass Respekt heute genauso nötig ist wie in früheren Zeiten. Das Thema ist von großer Aktualität. Doch in einer demokratischen Gesellschaft tun wir uns mit dieser Einsicht schwer. Das Wort „Respekt“ schleppt nämlich eine eigentümliche Geschichte mit sich. In vordemokratischen Gesellschaften war es selbstverständlich, dass den Würdenträgern Respekt entgegengebracht wurde; die einfachen Leute hatten darauf weit weniger Anspruch. Kinder hatten ihre Eltern zu respektieren; in der umgekehrten Richtung war Gehorsam gefordert. Männer waren zu respektieren; Frauen hatten zu dienen. Im Verhältnis der Generationen konnten vor allem Menschen mit grauem Haar Respekt erwarten.

Die Überlieferungen des christlichen Glaubens enthalten von Anfang an eine kräftige Gegenwehr gegen eine so einseitige Verteilung des Anspruchs

auf Respekt. Wenn vom Menschen gesagt wird, er sei zum Bild Gottes geschaffen, dann ist niemand von der darin liegenden Wertschätzung ausgeschlossen. Wenn Jesus die Hungrigen, Durstigen und Weinenden selig spricht, dann sind Armut und Verletzlichkeit offenbar kein Grund, jemandem den Respekt zu verweigern. Wenn er die Kinder zu sich kommen lässt und an ihnen demonstriert, was Glauben ist, dann übergreift dieser Glaube offenbar alle Generationen. Wenn in einem Brief des Paulus erklärt wird, dass den Unterschieden zwischen Juden und Heiden, Männern und Frauen, Sklaven und Freien keine trennende Bedeutung mehr zukommt, dann verdienen sie alle offenbar auch den gleichen Respekt. Wenn Martin Luther, der in diesen Tagen als Urheber der Reformation vor fünfhundert Jahren gefeiert wird, erklärt, abhängig Beschäftigte in der Landwirtschaft („Stallmagd“ sagt er dazu), Familienmütter und Fürsten hätten von Gott alle den gleichen Auftrag, nämlich ihren Mitmenschen beizustehen, dann verdienen sie offenbar auch alle den gleichen Respekt. Luther hat für diesen gleichen Respekt ein starkes Wort geprägt: Jeder von ihnen, ob er in bezahlter Beschäftigung, in der Familie oder im Ehrenamt arbeitet, hat einen Beruf: einen Auftrag Gottes zum Dienst am Nächsten. In diesem Beruf ebenso wie als Person verdient er Respekt, unabhängig von Herkunft und Hautfarbe, Einkommen und Stellung.

Im Respekt vor der gleichen Würde jedes Menschen spiegelt sich das christliche Gebot der Liebe zum Nächsten wie zu sich selbst. Früher wurde Respekt von Jüngeren gegenüber Älteren, Schülerinnen und Schülern gegenüber Lehrenden, Untergebenen gegenüber Vorgesetzten gefordert. Heute wissen wir, dass wirklicher Respekt nicht einseitig, sondern wechselseitig ist. Wir sind von der gleichen Würde aller Menschen überzeugt. Jeder Mensch verdient Respekt. Werdendes Leben, kleine Kinder, Gleichaltrige oder Ältere, Bekannte oder Unbekannte – Respekt gebührt ihnen allen. Unbefangenheit gegenüber anderen, auch fremden Menschen ist gut, Respektlosigkeit ist es nicht. Diesen Unterschied zu lernen, ist lebenswichtig. Überheblichkeit ist der größte Feind des Respekts.

Es handelt sich um ein vielschichtiges Wort. Nur eine dieser Schichten will ich berühren. Zum Respekt gehört Abstand; Zudringlichkeit verträgt sich mit ihm nicht. Die Würde eines Menschen verlangt, ihm nicht zu nahe zu treten und ihm nicht auf die Nerven zu gehen. Auch sich selber gegenüber ist diese Art von Distanz nicht zu verachten. Auch die eigenen Grenzen sind zu respektieren.

Tatsächlich hat das Wort Respekt es von Anfang an mit dem nötigen Abstand zu tun. Kupferstecher alter Zeiten mussten darauf achten, dass der Druck, den sie mit ihrer Kupferplatte herstellten, auf allen Seiten einen gleichmäßigen Abstand zum Rand des Blattes hatte, auf das sie druckten. Die Kanzleischreiber mussten bei der Abschrift amtlicher Dokumente den nötigen Abstand wahren. Wer noch lernt, Briefe von Hand zu schreiben, kennt das. Und wer ein Dokument auf seinem Laptop vorbereitet, weiß: Damit es anständig aussieht, ist der Randabstand das Allerwichtigste. Diesen Randabstand nannte man früher „Respekt“.

Respekt hat es mit Abstand zu tun – auf Briefbögen wie im wirklichen Leben. Zum Respekt gehört die Distanz, die einen anderen Menschen in seiner Würde achtet und ebenso wahrnimmt, was ihn unverwechselbar macht. Respekt bedeutet auch, dass man auch zu etwas Wertvollem Abstand hält. Man tastet es nicht an, sondern lässt es gelten. Die Unantastbarkeit des Lebens, der Wert von Treue, die Unverbrüchlichkeit von Freundschaft, die Schönheit der Kunst, die Würde des Alters, die Achtung des Tötungsverbots, die Bewahrung des Friedens sind grundlegende Beispiele dafür.

Lange Zeit waren Anredeformen ein deutliches Respektsignal. Vorname oder Nachname, Du oder Sie, die Verwendung von Titeln - alles war genau geregelt. Wenn im Lauf der Geschichte Veränderungen in der Respektbezeugung zu beobachten sind, mag das auch daran liegen, dass die Vorstellungen von der Würde des Menschen sich verändert haben. Die wichtigste Veränderung besteht darin, dass Respekt wechselseitig erwartet

und gewährt wird. Wir teilen die Menschheit nicht mehr in Oben und Unten auf. Wir begegnen einander von Gleich zu Gleich.

Eine wichtige biblische Einsicht trägt späte Früchte. Sie lässt sich auch so beschreiben: Den Respekt vor Gott verdient sich niemand selbst. Dass wir von Gott geachtet und wertgeschätzt werden, ist unverdient. Deshalb bringen wir auch jedem Menschen Achtung entgegen. Denn jeder Mensch ist mehr, als er selbst aus sich macht. Trotzdem können wir achten und respektieren, was Menschen leisten. Wir können uns für ihre lange Lebensgeschichte interessieren, von ihrem Wissen lernen, uns von ihrer Bescheidenheit eine Scheibe abschneiden. Wir dürfen nur nie vergessen: Nicht nur die großen Namen „verdienen“ Respekt, sondern auch die, deren Namen niemand kennt. Schwarze in Südafrika oder junge iranische Flüchtlinge in einem kleinen brandenburgischen Ort kommen mir in den Sinn, wenn ich wissen will, was Respekt bedeutet: dass wir uns in unserer Verschiedenheit achten und uns an unserer Gleichheit freuen: Wir alle sind Ebenbilder Gottes.

IV.

Dankbarkeit, Freiheit und Respekt habe ich heute als Werte hervorgehoben, die für eine gute Entwicklung unserer Gesellschaft von Gewicht sind. Natürlich gibt es auch andere Werte, die ich nicht gering schätzen will und über die Sie vielleicht eine Aussage von mir erwartet haben. Ich hätte heute auch gern über Vertrauen, Toleranz und Nachhaltigkeit gesprochen. Aber die Gefahr wäre groß gewesen, dass Sie mit dem Gefühl nach Hause gegangen wären: Er hat über alles geredet und nichts gesagt.

Statt mich in diese Gefahr zu begeben, will ich am Schluss nur noch einen Wert hervorheben, der mir immer in den Sinn kommt, wenn ich in meine badische Heimat komme. Denn obwohl ich in Straßburg geboren bin, war ich vom Beginn meines dritten Lebensjahrs an in Baden zu Hause. Obwohl ich wichtige Jahre des Studiums und des Berufsbeginns in Württemberg verbracht habe, wiegen diese württembergischen Jahre die

badische Zeit nicht auf. Und obwohl ich inzwischen seit 23 Jahren in Berlin und Brandenburg lebe, ist die Lebenszeit, die ich im Schwarzwald, in Freiburg und in Heidelberg verbracht habe, insgesamt doch immer noch weit länger. Aus all diesen Jahren habe ich das Gefühl mitgenommen, dass sich die badische Liberalität, die nicht alles tierisch ernst nimmt, mit einer Hochschätzung der praktischen Vernunft verbindet. Ich will nicht sagen, dass es diese praktische Vernunft anderswo nicht gibt; aber sie ist mir hier immer wieder in einer ebenso klaren wie entspannten Form begegnet. Das ist insbesondere dann sehr hilfreich, wenn große Herausforderungen zu bewältigen und anstrengende Aufgaben zu lösen sind.

Baden ist ein Grenzland; ich selbst bin im Dreiländereck aufgewachsen. Ich habe viele Erfahrungen damit gemacht, dass Staaten ihre Grenzen ernst nehmen und sich gleichzeitig um deren Durchlässigkeit bemühen können. Nachbarn, die einen Zaun für das richtige Symbol der Unterscheidung zwischen „Mein“ und „Dein“ ansehen, wissen genau, dass der Zaun nicht nur den anderen fernhält, sondern zugleich Grenzen der eigenen Zuständigkeit definiert. Und zugleich weiß jeder, dass Grenzzäune das Gespräch über den Zaun, die praktische Hilfe in alltäglichen Fragen und den Beistand in schwierigen Lebenssituationen nicht ausschließen. Im vereinigten Europa und in der einen Welt müssen wir lernen, auch im globalen Maßstab mit Grenzen so umzugehen: ihren guten Sinn anzuerkennen und sie zugleich durchlässig zu machen nach Maßstäben, die auch den Regeln praktischer Vernunft Raum geben.

Was ich damit meine, will ich noch einmal an dem viel besprochenen Thema der Flüchtlingspolitik verdeutlichen. Ich bleibe davon überzeugt, dass die Großzügigkeit unseres Landes in der Flüchtlingskrise 2015 richtig war und uns selbst gezeigt hat, zu welchem Maß von Beistand wir fähig sind. Aber ich bin zugleich davon überzeugt, dass wir die Freiheit zum humanitären Einsatz nur dann bewahren, wenn wir klarer definieren, wem wir wie helfen wollen. Wer zuwandern will, ist damit noch kein Asylbewerber. Und wenn wir

uns auf die Genfer Flüchtlingskonvention berufen, ist dies etwas anderes, als wenn wir das politische Asyl im Sinn unseres Grundgesetzes beschwören. Wenn es um Zuwanderung geht, haben wir ein gutes Recht dazu, die eigenen Interessen unseres Landes zu formulieren und schriftlich niederzulegen, statt alle durch das Nadelöhr des Asyl- oder Flüchtlingsstatus zu zwängen. Ebenso notwendig wie eine klare Regelung der Zuwanderung ist eine gemeinsame europäische Konzeption für die Flüchtlingspolitik. Sie muss zu einer fairen Verteilung von Flüchtlingen in Europa führen; ihr muss übrigens auch eine faire Verteilung der Flüchtlinge innerhalb unseres eigenen Landes entsprechen. Und all das können wir auf Dauer nur durchhalten, wenn die erste Priorität die Bekämpfung der Flüchtlingsursachen in den Herkunftsländern und die zweite Priorität der Unterstützung der jeweiligen Nachbarstaaten bei der Lösung ihrer humanitären Aufgaben gilt.

Solche Überlegungen sind Vorschläge zu der Frage, wie wir eine humanitäre Überzeugung in praktischer Politik so umsetzen, dass die Zahl derer, die dadurch in Angst und Schrecken versetzt werden, nicht wächst, sondern zurückgeht. Denn dass wir uns an Werten orientieren, soll die Polarisierung unserer Gesellschaft nicht verschärfen, sondern es soll dem Zusammenhalt dienen. Entscheidend kommt es dabei auf die Lebenshaltung an, mit der wir unsere Aufgaben im Kleinen wie im Großen angehen. Und im Kleinen wie im Großen wird es immer wieder entscheidend sein, dass unsere Hoffnung größer ist als unsere Angst.